

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 285.

Montag, 26. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmser.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sanders und Lohburg stellten sich zwischen die Zuschauer und begnügten sich vorerst damit, zu beobachten. Was sie sahen, war interessant genug.

Professor Landolf führte einen erbitterten Kampf mit dem Glück. Der reiche Junggeselle, der den mathematischen Lehrstuhl an der Universität nur angenommen hatte, um einen ihm zusagenden Wirkungskreis zu haben, verbrachte — wie er immer versicherte: als Gegengewicht zu den logischen Berechnungen seiner wissenschaftlichen Berufsarbeit — fast jeden Abend am Spiel.

Heute stieg und fiel die Kurve seines Erfolges wie die eines schwer Fiebernden. Gerade jetzt zeigte sie unaufhaltsam nach vorwärts. Mit vollen Händen warf er dem Glück, das sich ihm zu entziehen begann, immer höhere Einsätze nach, um es zu behalten. Aber Fortuna ließ sein Gold achtlos durch die gespreizten Finger gleiten, statt es aufzufangen und es ihm vermehrt zurückzugeben.

Plötzlich blieb sie aber doch einmal zögernd stehen, schien wieder zu ihm zurückkehren zu wollen: immer mehr und mehr wuchsen und breiteten sich die Jetons aus, die schon bedenklich dünn geworden waren, und die und da das grüne Tuch hatten hindurch schimmern lassen, vor dem Professor.

Dieser jähe Wechsel wirkte auf Sanders wie der Hornruf: „Fuchs in Sicht“ während der Reitjagd auf die Jäger.

Er hörte nicht auf Lohburgs geflüsterte Worte: „Warte! Spiele nicht, solange Landolf spielt.“

Er nahm den ersten besten Stuhl. Der stand auch noch gerade dem Professor gegenüber. Lohburg wurde es etwas schwül zumute, denn er kannte nur zu gut Landolfs Unberechenbarkeit und ahnte, daß die gelehrte Spielratte da drüben noch von vornhin einen argen Troll gegen seinen Freund haben mochte.

Aber es ging alles gut. Auch, als das Glück nun doch endgültig dem gnomenhaften Mathematiker den Rücken kehrte und sich dem breitschulterigen Fremden aus Übersee zuwandte.

Bald wurde das Spiel zu einer Art Zweikampf zwischen den beiden.

Alle anderen pointierten nur matt.

Bei Sanders war es nicht Gewinnsucht, die ihn immer weiter trieb, sondern die Lust am Wagen, wie er sie nicht viel anders empfunden hatte, wenn er früher bei seinen Reisen auf afrikanischer Wildbahn kaltblütig und sorgfältig auf ein heranrasendes Nashorn gezielt hatte.

Hierzu kam noch das angenehme prickelnde und doch auch beklemmende Gefühl, sich völlig dem Ungewissen überantwortet zu haben.

War es bisher schon still im Zimmer gewesen, so wurden jetzt gewiß die Zuschauer schon nervös zusammen, so oft nur das leise Klirren der Eisstücke in irgendeinem Weinkühler hörbar wurde, wenn eine einschänkende Hand die Flasche berührte.

Nur den beiden Hauptpartnern merkte man nichts an. Wohl spielten die Muskeln in Sanders breitem Gesicht, wohl griffen des Professors bleiche, schmale Gelehrtenhände zuweilen fahrig auf dem grünen Tuch herum.

Aber das war auch alles, wenn auch des kleinen Gelehrten Verluste enorm sein mußten.

Der richtete plötzlich die großen funkelnden Brillengläser auf sein Gegenüber und sagte langsam, kühl und scharf akzentuiert mit einer etwas knurrigen Stimme: „Arbeiten Sie auch hier mit okkulten Kräften, verehrter Herr?“

Wie ein Menetekel standen diese Worte Sekundenlang in dem Raume, überdonnerten das stolpernde Kliden der weißen Kugel.

Sanders wurde blaß, dann rot vor Zorn.

Gleichzeitig erhoben sich beide Gegner und maßten sich mit den Blicken.

Ein erschreckter, halbblauer Ausruf hier und da . . . irgendwo fiel krachend ein Stuhl um . . .

In aller Augen die entsetzte stumme Frage: es wird doch nicht zu Tötlichkeiten kommen?

Es sah so aus. Denn Sanders, jähzornig wie er war, schien nur mit Mühe an sich zu halten, um seinem Gegenüber nicht in das spöttisch lächelnde Gesicht zu schlagen. Noch hatte die gute Erziehung des Gentleman die Oberhand.

In diesem kritischen Augenblick traten Lohburg und Geheimrat v. Bühringer, der kurz vor dem Austritt eingetreten war, zwischen die beiden Gegner.

Bühringer sprach eindringlich auf den Professor ein und auch Lohburg sagte ein paar leise Worte zu seinem Freunde.

Plötzlich streckte Landolf seine Hand über den Tisch hin und sagte: „Natürlich lag meinen Worten keinerlei beleidigende Absicht zugrunde, Herr Sanders. Es war aber auch so sehr unrecht von mir.“

Trotz seiner polternden Art, die wohl gerade seine Aufrichtigkeit unterstreichen sollte, lag dabei aber doch in seinen Augen ein Zittern, das seine scheinbar derb-gutmütigen Worte Lügen strafte.

Sanders merkte das wohl und zögerte deshalb, wenn auch kaum merklich, in die dargebotene Hand einzuschlagen.

Aber er tat es dann doch. Wie durfte auch ein Kavallerier eine immerhin ausreichende Entschuldigung aus-schlagen?

Man atmete erleichtert auf: das hatte böse ausge-sehen!

Man war wieder einmal zufrieden, einen Mann, der so geschickt die Menschen zu nehmen wußte, zum Präsidenten des Jagd-Klubs zu haben. Auch Sanders sagte etwas derart, als er mit dem Geheimrat und Lohburg das Zimmer verließ. Denn die Lust zum Spiel war ihm, wie seinem Freunde vergangen.

„Was nun?“ fragte Lohburg. „Nach Hause gehen und schlafen? — Ausgeschlossen. Wie wäre es mit dem Hotel „Atlantic“? Dort spielt allabendlich eine famose Kapelle in der Halle und es ist schon beinahe Stil geworden, sich hier nach dem Theater zu treffen, obwohl das Haus vor noch gar nicht langer Zeit erst eröffnet worden ist.“

„Wenn Sie das sagen, lieber Lohburg . . . gut!“ akzeptierte der Geheimrat den Vorschlag, während sich der noch sehr erregte Sanders damit begnügte, durch ein stummes Kopfnicken sein Einverständnis zu erklären.

Lohburg bestellte schnell noch telephonisch einen Tisch, dann brachte ein rasch herbeigerufenes Auto die drei Herren in wenigen Minuten über den regenglänzenden Asphalt zum Hotel.

Der Geschäftsführer, dessen unbegrenzte Hochachtung sich Lohburg durch die raffinierte Zusammenstellung im Hotel eingenommener Menüs schon längst erworben hatte, nahm sie in eigener Person mit distreter Zuverlässigkeit in Empfang. Er hatte einen vorzüglichen Tisch aufgehoben, denn er stand etwas versteckt in einer Ecke, aber doch so, daß man von ihm aus den ganzen Raum überblicken konnte.

Lohburg hatte nicht zu viel versprochen. An den kleinen runden, von mildem Licht geschmackvoller Stehlampen überfluteten Tischen plauderte elegante Gesellschaft. Kostbarer Schmuck sprühte auf der weißen, gepflegten Haut, aus dem matt glänzenden Haar vieler schöner Frauen. Das ruhige Schwarz-weiß der Abendanzüge der Herren gab den künstlerisch komponierten farbigen Toiletten eine um so wirkungsvollere Note. Ein leichter Hauch von Parfüm und Zigaretten durchdrückte die Nerven. In das leise Summen gedämpfter Unterhaltung wirkten die leidenschaftlichen aufwühlenden Klänge einer der sizilianischen Rhapsodien wie ein losbrechender Gewittersturm in die trägen Wellen eines abendlichen Sees.

Noch war die Halle halb leer und Sanders' Begleiter hatten deshalb nur wenige oberflächliche Bekannte mit flüchtigen Verbeugungen zu begrüßen gehabt. Allmählich stellten sich aber jetzt die ersten Theaterbesucher ein. "Dort kommen Gerolds," sagte Lohburg plötzlich mit einem Seitenblick auf seinen Freund.

Der hatte sich schon längst gesagt, daß er jetzt, wo er hier sein Heim wieder aufschlagen wollte, über kurz oder lang mit Frau Gerold zusammenreffen mußte. Aber da es nun so weit war, wurde ihm doch recht eigen zumute.

Ein älterer Herr, breitschultrig und unterseht, schritt dort mit etwas schwerfälligen Bewegungen vor zwei Damen, die man hinter seinem breiten Rücken kaum sah, suchend zwischen den Tischreihen entlang.

Bekannte hielten sie auf. Dabei konnte Sanders nun auch die Damen sehen.

Aber... das war ja dieselbe Lore Volkmar von einst... Noch genau so, wie er sie als Bild in der Erinnerung trug — klein, schlank, blond... und ganz jung.

Natürlich konnte sie es nicht sein. Die schöne, elegante, sichere Frau von Mitte dreißig in der meergrünen Toilette neben der jungen Dame in Hellblau — das war die verlorene Freundin...

Er mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um sich den Aufruhr seiner Gefühle nicht anmerken zu lassen.

"Der Sanitätsrat findet keinen Tisch für seine Damen," sagte Lohburg zu dem Geheimrat, "sollten wir ihm die freien Plätze an dem unserigen nicht anbieten?"

"Ich wollte es Ihnen soeben vorschlagen..." Die beiden Herren standen auf, um die Damen zu begrüßen. Ehe sie gingen, fragte Sanders noch schnell seinen Freund: "Wer ist die junge Dame?"

"Ich dachte, das hättest du an der fabelhaften Ähnlichkeit erraten. Fräulein Irma von Volkmar ist es, Frau Gerolds sehr viel jüngere Schwester. Sie lebt bei ihnen im Hause."

Da wußte Sanders Bescheid. Damals war die junge Dame ein von ihm kaum beachtetes Kind gewesen. Mit fast ängstlicher Spannung sah er den kommenden Minuten entgegen — er hätte die Zeit anhalten und sie doch auch wieder vorwärts treiben mögen.

Dann war es soweit... Er stand Frau Gerold gegenüber. Hörte Lohburgs halb erläuternde, halb vorstellende Worte, beugte sich über ihre schlante Hand, vernahm einige kühl-freundliche, nichtsagende Worte... verbeugte sich vor Fräulein von Volkmar — tauschte einen höflichen Händedruck mit dem Sanitätsrat — es war vorüber.

Man nahm Platz. Sanders kam dabei doch zwischen die beiden alblonden Schwestern. Frau Gerold führte die Unterhaltung mit der Ge-

wandtheit der großen Dame — und gerade diese ruhige Sicherheit ließ peinigende Gefühle, die sie und ihr Nachbar ja doch empfinden mußten, kaum auskommen und schuf eine unbefangene Atmosphäre auch zwischen ihnen beiden. Bald löste das allgemeine Geplauder sich sogar in Einzelgespräche auf.

Der Sanitätsrat, der trotz seines gepflegten Vollbarts mit seinem frischen, gutmütigen Gesicht in der Nähe viel jünger wirkte, hatte sich mit Bühringer — sie waren beide Abgeordnete — in eine Erörterung über Tarifreformen verflochten.

Zwischen Lohburg und seinem reizenden, jugendlichen Gegenüber flogen — der gewöhnliche Verkehrston zwischen den beiden — bald lustige Redeworte hin und her... wenn auch der scheinbar ein wenig verlebte Lohburg ab und zu, allerdings gänzlich wirkungslos, einige Huldigungen anbrachte.

So kam es ganz von selbst, daß die beiden Jugendgepielen aufeinander angewiesen waren. Vielleicht war es Absicht so, denn der Sanitätsrat war ein kluger und toleranter Mann und wußte, daß er sich auf seine Frau verlassen konnte, und fand es vielleicht besser, wenn gleich jetzt eine auf die Dauer doch untragbare Spannung gelöst wurde.

Wirklich fand zwischen Frau Gerold und Sanders eine Aussprache statt. Sie war kurz, klärend und doch schonend und wurde mit soviel Takt geführt, daß das Gespräch ganz allmählich auf die schönen harmlosen gemeinsamen Erinnerungen hinüberglitt.

Da lang war noch die schöne Altstimme, dunkel, wie vorhin, aber in ihr schwang jetzt ein warmer Ton mit. Da war zwar noch die quellhafte Frische, aber gütig blickende Augen gaben nun ihren Wesen das Besetzte.

Das Zaubervort: "Weißt du noch?" hatte sie beide bald ganz verwandelt — sie trug die blonden Zöpfe ihrer hiebzehn Jahre und er war der nur wenig ältere Jüngling, den Kopf voll himmelstürmender Pläne.

Und als man aufbrach, da wußten beide, daß es zwischen ihnen keine Liebe mehr geben durfte — und auch nicht mehr gab. Aber daß sie beide heute ein unerwartetes großes Geschenk empfangen hatten, ehrliche, aufrichtige Freundschaft — das wußten sie auch.

4. Kapitel.

Der Mann im Boot.

Unaufhörlich knatterten die Schüsse. Der Wald gab knallend das Echo zurück. Der Jagd-Klub hielt, wie jeden Dienstag, Tontaubenschießen ab.

Vor dem kleinen Klubhause, das in der Art eines langgestreckten, niedrigen, schwedischen Blockhauses gebaut war, leuchteten helle, leichte Sommerkleider neben Sportanzügen, klang heiteres Geplauder und fröhliches Gelächter in sachliche Erörterungen der Schlußresultate.

An der hölzernen Terrassenbrüstung, an der sie halb kauend lehnte, klatschte Irma v. Volkmar vergnügt Beifall und rief dem vorübergehenden Bankier zu: "Bravo, Herr Lohburg! Wenn Sie so weitermachen, dann ist Ihnen die 'Internationale Meisterschaft von Monte Carlo' allerdings unbedingt sicher."

Lohburg verzog etwas verdrießlich sein Gesicht, denn er hatte heute seinen unglücklichen Tag gehabt.

Aber schnell wieder guter Laune, rief er gutmütig lachend zurück: "Sie sollten mal sehen, gnädiges Fräulein, wie ich treffen würde, wenn das wirklich Tauben wären, die mir zum Abendessen in die Bratpfanne sollten. Aber so, diese Tonklumpen da... kein Anreiz für einen Mann von Geschmack."

Er machte eine übertreibende, verächtliche Handbewegung, stieg die kleine Treppe zur Veranda empor und ließ sich ein Glas Whisky mit Soda von dem aufwartenden Klubdiener bringen.

"Ah, jetzt muß der Georg zeigen, was er kann," rief er, als Sanders, der bisher neben Frau Gerold unter gemeinsamen Bekannten gesessen hatte, an ihm vorbeiging.

"Ich komme bald nach und kritisiere." Sanders nickte ihm freundlich zu und schritt die Stufen herab. (Fortsetzung folgt.)

Ein fluges Taschentuch.

Von H. E. Nordhausen.

Am Sonntagmorgen sind die Straßen nicht sehr belebt. Nur zwei Personen kann man im Augenblick in der langen Allee-straße erblicken; eine Dame und einen Herrn, aber nicht etwa ein Paar. Nein. Man kennt sich nicht. Sie schreiten die vornehme Villenstraße hinab; weitauseinander, der Herr ein Duzend Schritte voraus.

Die bildhäßliche, bezeugt elegante Dame geht rascher als der Herr. Sie überholt ihn bei der Kreuzung einer Querstraße. Der Herr ist groß, schlant, gepflegt; sein Gesicht verrät ein glückliches Gemüt und Sicherheit. Es ist ein reicher Mann, offenbar.

Die Dame stellt es während des sekundenlangen Prüfens seines Gesichtes im Vorüberschreiten fest. Es scheint, als interessiert es sie, dies zu wissen.

Der Herr beachtete die Dame kaum. Er geht, als sei er versunken und versunken in ein glückliches Erinnern. So ist es wohl auch; aber das tut hier nichts zur Sache. Er achtete jedenfalls wenig auf seine Umgebung und auch nur ganz flüchtig auf die vorüberziehende elegante Dame.

An der nächsten Straßenecke prangt ein häßliches großes Schild „Autobus-Haltestelle“. Der Herr empfindet das Aufdringliche dieses Schildes peinlich und blickt geärgert weg. Auch den eben ankommenden Autobus beachtet er nicht. Und so entgeht ihm zweierlei:

Dass die bildhäßliche Dame den „Bus“ besteigt — Und daß sie ihr Taschentuch kurz vor der Haltestelle verloren hat.

Der Herr bemerkt das Tüchlein erst, als er dicht heran ist. Er hebt es auf. Ein reizendes Tüchlein. Sieh da! Wem mag es gehören? Flüchtig erinnert er sich, daß da im Augenblick eine reizende Gestalt vorüberschwebte. — Offenbar ist sie die Verliererin?

Er birgt das Taschentuch in der Aufentasche seines Paletots, und vergißt es, da er die Taschen nicht benutzt während des ganzen Tages. Erst am Abend erinnert er sich des Fundes. Er zieht ihn ins Licht seiner Schreibtischlampe: sieh da! Ein kostbares Tüchlein, zu schade, um es achlos beiseite zu werfen. Die Verliererin wird den Verlust vermutlich bedauern.

Aber wer ist die Verlustträgerin? Wie heißt sie? Wo wohnt sie?

Der Herr lacht plötzlich leicht und fröhlich auf. Sieh da: alle Fragen beantwortet unverzüglich das Tüchlein! Ein fluges Taschentuch!! — Oder sollte es etwa nur eine neue, zeitgemäße Form der uralten List schöner Frauen sein??

Einerteil —

Der Herr greift zum Telefonapparat seines Schreibtisches und stellt die Verbindung mit der Nummer 14376 her, die das fluge Tüchlein mit grüner Seide eingestickt auffällig sichtbar zur Schau trägt —

Eine Dame meldet sich auffallend rasch, mit zwißchernder, melodischer Stimme.

Wer da sei, bitte?

„Wohin darf ich Ihnen Ihr Taschentüchlein zustellen, gnädige Frau?“ fragt der Herr knapper und kälter, als er beabsichtigt hatte. Alles scheint ihm mit einem Mal klar, und wenn es ihn auch amüsiert, so verstimmt ihn gleichzeitig die List, deren Opfer er werden sollte.

„Oh“, macht die entzückend melodische Stimme weit weg, wie erschrocken.

Run wird der Herr neugierig; der Groll schmilzt hin bei der offensichtlich Bitterkeit der Telefonpartnerin.

„Ein kostbarer Fund, schätze ich?“ spricht er gedehnt, wägend, vorsichtig.

„Ich habe noch gar nicht bemerkt — — —“

„Wirklich nicht?“

„Aber nein! Woher wissen Sie übrigens, daß — —“

„Die Nummer 14376 ist ja grün eingestickt; — in der Farbe der Hoffnung —“

Ein Lachen die Antwort. Und kurzes Bögem. Dann rasch, sprudelnd. Ja, sie sei die Verliererin. Und wenn sie das Tüchlein nun wohl zurückerlangen könne?

„Darf ich es Ihnen persönlich überbringen, gnädige Frau?“ — Nicht gnädige Frau? — — — Oh, gnädiges Fräulein also? — — —

Um vier Uhr nachmittags morgen? — Sehr gern. — — — Die Adresse, bitte? — — — Danke.“

Der Herr ist dem Abenteuer nicht abgeneigt, wiewohl er ursprünglich keineswegs daran gedacht hatte, es auszunutzen. Aber die süße, melodische Stimme, das Grün der Hoffnung —

Er geht am folgenden Nachmittag, pünktlich um 4 Uhr, und sehr torrett.

Die junge Dame empfängt ihn allein; sie ist bildhäßlich, bezeugt elegant. Just so ungefähr, wie sich der Herr die Dame mit der grünen Telefonnummer nach dem Telefongespräch vorgestellt hat. Ganz flüchtig kommt dem Besucher überdies ein Erinnern, zu blaß, um Form anzunehmen. Er hatte am Sonntagmorgen wirklich nicht Acht auf die Passanten der Allee-straße.

„Ich habe Ihnen wirklich sehr das Taschentuch mit mir und teuer. Mein Bruder brachte es mit erst kürzlich aus Belgien mit. Er hat es dort von einer vornehmen Dame als besonderes Geschenk für ein gelungenes Portrait erhalten. Mein Bruder ist Maler. — Darf ich Ihnen einiges zeigen, was er in letzter Zeit geschaffen hat?“

Billig folgt der Herr ins Atelier des Bruders. Eine entzückende junge Dame, vollkommen fraulich, ruhig, heiter; ein abgestärkter Mensch. Und so zart und jung dabei! Unmöglich, ihr die List mit dem Taschentuch zuzutrauen. Was hätte sie damit bezwecken sollen? Ein so sicherer, gefestigter Charakter — —

Auf die Bilder gibt der Herr kaum Acht. Er hört nur dem Geplauder des häßlichen Mundes zu.

Da erscheint der Bruder, der Maler. Augenblicklich denkt der Besucher, er könnte ganz gut auch der Gatte der jungen Dame sein; selbstsam.

Der Maler hat häßliche Zeichnungen und Radierungen in Schubfächern; und die junge Dame zeigte sie bis jetzt dem Besucher nicht.

Der Besucher nimmt dankbar und höflich eines der Blätter als Findexemplar für das Tüchlein. Und da es sich so fügt, so kauft er — allein aus Artigkeit — das dazu gehörende Pendant für eine eigentlich recht achtbare Summe noch mit hinzu.

Und dann geht er voll Bewunderung, mit zwei Zeichnungen im Arm, heimwärts.

Und wunderte sich noch mehr — ohne es vorsichtigerweise zu zeigen — als ihm ein Bekannter von einem „hör mal, total unglaublichen Abenteuer“ erzählt; — von einem Abenteuer, das mit einem gefundenen Taschentuch mit grün gestickter Telefonnummer anfing und mit einem Bilderkauf, ohne das „tot-sicher“ erwartete Abenteuer ein jähes Ende fand — —

Aussterbende Indianerromantik.

Das Sonnenfest der Navajo.

Von M. E. English.

Die Gegend um Albuquerque, der größten Stadt im nordamerikanischen Staat Neumexiko, am Rio Grande del Norte, war Schauplatz der jährlichen Stammeszusammenkünfte in einer Zeit, in der der rote Sohn der wilden amerikanischen Steppe noch das Land beherrschte. Heute erinnert nichts mehr daran, daß sich hier buntestes, farbenprächtigstes Leben abspielte. Eisenbahn und Motor, ein mechanisiertes Zeitalter, hat Besitz ergriffen von den weiten Steppen und den Pändereien, über die einst der Kriegsruf der roten Häuptlinge schallte.

Nur einmal im Herbst jedes Jahres noch sind die Täler mit abenteuerlichen Gestalten gefüllt, treffen sich hier die Rothäute in demselben natürlichen Amphitheater, das, in steil aufragende Felsen eingebettet, früher ihren Stammesbrüdern Schutz vor eifrigen Winterstürmen bot und sie vor überraschenden feindlichen Überfällen sicher sein ließ. Ungefähr 3000 Mann, Abgesandte von 35 Stämmen, halten hier ein Meeting ab, bei dem die Seiten der Geschichte zurückgeblättert werden und sie sich vier Tage lang als Herren des Landes fühlen, das sie einst beherrschten.

Vier Tage lang gleichen die Hügel um Albuquerque einem riesigen Zeltlager, und auf Schritt und Tritt begegnet man Indianern in vollem Kriegsschmuck, begleitet von ihren Squaws. Stolz, zum Aussterben verurteilte Geschlechter folgen dem Ruf des „Sonnenfestes“, das ein Häuptling der Navajos einst alljährlich zu feiern befohl. Heute ist es das einzige Zusammentreffen der roten Rasse, die immer mehr abbröckelt und mit einer fortschreitenden Kultur nicht Schritt zu halten vermag. Hier in Albuquerque fordern indianische Häuptlinge alljährlich ihre Stammesangehörigen mit flammenden Worten zu festem Zusammenhalten auf und nehmen Gelegenheit, dem weißen Mann durch Aufführung indianischer Zeremonien und Kulthandlungen ihre anders geartete Wesensart und jahrhundertalte Kultur nahezubringen.

In einer für diese Zwecke besonders aufgebauten Indianersiedlung wird ein Stück aufgeführt, das, bei Sonnenaufgang beginnend, das Leben der alten Indianer überlieferungsgetreu wiederzugeben versucht. Da wird gezeigt, wie Feuer mit zwei Hölzern, die aneinandergerieben wurden, angezündet wurde, wie Korn gemahlen und andere Haus- und Feldarbeiten verrichtet wurden. Das ganze bunte Bild, dessen Aufführung einen ganzen Tag dauert, schließt dann mit einer hochdramatischen Szene, die den Kampf indianischer Kultur gegen die Technik und die moderne Zeit padend darzustellen weiß.

Die Mitte der Zeltstadt ist ein wahres Dorado für die Blide einer schaulustigen Menge. Hier werden Wettkämpfe abgehalten und Kunststücke zu Pferde um Ehrenpreise getritten. Auch andere Theaterstücke werden aufgeführt. Die

ganze Karl-May-Romantik mit Nord, Ost und voll tiefen-der Sentimentalität gewinnt für Stunden Leben. Abends werden die wilden heimatischen Tänze getanzt und heilige Tänze, denen nur selten eines weihen Mannes Auge folgen durfte, werden lebendigste Wirklichkeit. Der interessanteste und feierlichste unter diesen Kulttänzen ist der Navajo-Tanz, der Krankheiten beschwören und ausheilen soll. Nach wilden rhythmischen Trommelschlägen stampfen die abschreckend häßliche Dämonenmasken tragenden Tänzer einen Rundtanz, dessen Höhepunkt das von allen gesungene „Nachtlied“ ist, und der erst beendet wird, wenn Mitwirkende und Zuschauer vor Erschöpfung zusammensinken.

Nach vier Tagen ist dann der Spul vorüber, die Technik und der rasende Rhythmus unserer Zeit hat um Albuquerque wieder das Wort und nichts erinnert mehr daran, daß hier phantastisch geschmückte Stämme Kriegsrat abhielten und die Friedenspfeife geraucht wurde. Wieder beherrscht das Auto die Landstraße, die wenige Tage zuvor Indianer, ein sterbendes Stüd Romantik, auf weichen Molassins durch-eilten.

Das Rätsel der „Maya-Hieroglyphen“ gelöst?

Die „Dresdner Handschrift“ entziffert.

Das Gegenstück zu der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. — Die ungeheuren Schwierigkeiten der „Maya-Schrift“. — Wie die Lösung des Rätsels gelang.

Die „Maya-Hieroglyphen“ bilden seit Jahrhunderten ein wissenschaftliches Rätsel, um das sich die hervorragendsten Gelehrten bisher vergeblich bemühten. Jetzt endlich ist es einem amerikanischen Forscher Professor Dr. William Gates aus Washington gelungen, dieses Geheimnis zu lüften und dadurch die uralte Kulturwelt der Mayas den modernen Menschen näher zu bringen. Unter den wenigen uns überlieferten Manuskripten der Mayas ist die sogen. „Dresdner Handschrift“ eine der berühmtesten, und sie diente dem Gelehrten, die Bedeutung der alten Schriftzeichen zu entziffern. Vorweg sei bemerkt, daß die „Dresdner Handschrift“ nach den Feststellungen des Professors Gates religiösen Inhalt hat und der Lobpreisung des Weltenschöpfers Ixamna dient. Die Hieroglyphen der Mayas entzogen sich aus dem Grunde bisher der Enträtselung, weil sie im Gegensatz zu den ägyptischen Hieroglyphen sehr zahlreiche Elemente kombinatorischer Bilder in einen Raum von einheitlicher Größe und viereckiger Form zusammendrängen und die Abbilder der Dinge in viel umfangreicherem Maße als die Ägypter zu Buchstaben benutzten. Professor Gates hat festgestellt, daß die Maya-Zeichen, von denen es mehr als 2000 gibt, nicht nur einzelne Buchstaben ausdrücken oder Worte, sondern ganze Handlungen. Andere wiederum sind eine Art Stenographie der Mayas und bedeuten Abkürzungen, Sigel oder Buchstaben. Gates ist soweit in das Geheimnis der Maya-Schrift eingedrungen, daß er in kurzer Zeit ein Wörterbuch herausgeben will, das sich auf die Entzifferung der Dresdner Handschrift stützt. Trotzdem aber ist aus oben genannten Gründen noch nicht eine absolute Lösung des ganzen Geheimnisses erfolgt, wenn auch die Dresdner Handschrift ziemlich eindeutig gelesen werden kann. Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Zeichen der Maya-Schrift ist auf Grund der Entzifferung einer einzigen Handschrift allem Anschein nach noch nicht der Inhalt aller anderen Handschriften zu enträtseln, die zahlreiche Zeichen enthalten, deren Deutung durch die Dresdner Handschrift noch nicht möglich war. Vor fast genau 100 Jahren, nämlich im Jahre 1832, gelang es zum erstenmal, das Gegenstück zu den Maya-Hieroglyphen, nämlich die ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern. Der Franzose Jean Champollion kam zum erstenmal auf den glücklichen Gedanken, daß die ägyptischen Hieroglyphen nicht Worte seien, sondern Buchstaben. Der berühmte „Stein von Rosette“ verhalf ihm zu dieser bedeutenden wissenschaftlichen Entdeckung. Auf diesem Stein befindet sich ein Beschluß der ägyptischen Priester zu Ehren des jungen Königs Ptolemäus Epiphanes. Dieser Beschluß war in Hieroglyphenzeichen, in demotischer Schrift und in griechischer Überlegung vorhanden. Champollion konnte nun an einer Stelle der Hieroglyphen den Namen des Königs Ptolemäus finden und nun hatte er das Rätsel gelöst. Er hatte bereits die Buchstaben gefunden, aus denen sich der Name Ptolemäus zusammensetzte und jetzt konnte er von hier aus erfolgreich vorwärts schreiten und die Hieroglyphenschrift entziffern, da die Hieroglyphen in den meisten Fällen Buchstaben waren. Anders verhält es sich dagegen, wie bemerkt, mit den Maya-Hieroglyphen. Gates ist nicht ihr erster Deuter. Bischof Vanda hat bereits ein vollständiges Maya-Alphabet verfertigt, aber trotzdem konnte man mit diesem Alphabet

bisher weder die Handschrift noch die Steinschriften lesen, die zahlreich vorhanden sind. Bisher war es nur geglückt, einige Hieroglyphen für Zahlen, für die Monate, für Himmelsrichtungen und für einige Tierbegriffe festzustellen. Aber die Maya-Schrift bietet so ungeheure Schwierigkeiten, daß man bisher tatsächlich dem Geheimnis noch ziemlich ratlos gegenüberstand. Insbesondere war es noch niemals gelungen, ganze zusammenhängende Stellen zu lesen, da sich die Hieroglyphen wie eine Chiffrierschrift in tausendfältigen Formen aus Kreisen, Punkten, krummen Linien, Vierecken und anderen seltsamen Gebilden zusammenlegt. Zum erstenmal konnte nun Professor Gates einen gewaltigen Erfolg erzielen, indem es ihm gelang, die Dresdner Handschrift in ihrem ganzen Zusammenhang zu deuten. Er hat die Mitteilung davon in der amerikanischen „Science News Letters“ gemacht. Die Entzifferung wird sicherlich von anderen Gelehrten noch nachgeprüft werden, um festzustellen, wie weit es gelungen ist, dieser uralten Kultur der Maya ihr Geheimnis zu entreißen. Die Schwierigkeiten der Maya-Zeichen lassen sich am besten daraus erkennen, daß zwei verschiedene Hieroglyphen, die ungefähr dieselbe Bedeutung haben, ganz verschiedene Formen aufweisen, während bei den ägyptischen Hieroglyphen dieselben Zeichen für die gleichen Buchstaben und Begriffe dienen. Von den ägyptischen zu den Maya-Hieroglyphen gibt es keinerlei Verbindung, so daß die Deutung der Maya-Schrift eine völlig selbständige Arbeit ist.

Welt u. Wissen

Der Nordatlantik frei von Eisbergen. Nach jener entsetzlichen Katastrophe im April 1912, der der Dampfer „Titanic“ zum Opfer fiel, haben die Regierungen von England und den Vereinigten Staaten gemeinsam einen Patrouillendienst im Nordatlantik eingerichtet. Durch diesen Dienst soll die Schifffahrt vor gefährlichen Eisbergen gewarnt werden. Tatsächlich ist es mit Hilfe dieser Patrouillen gelungen, Zusammenstöße von Schiffen mit Eisbergen zu verhindern. Nun veröffentlicht Iseben der Führer der amerikanischen Eisflotte seinen Tätigkeitsbericht für das erste Halbjahr 1931. Dieser Bericht enthält — wie in der „Umschau“ ausgeführt wird — die aufsehenerregende Tatsache, daß im ersten Halbjahr 1931 gerade an den gefährlichsten Stellen keinerlei Eisberge angetroffen worden sind. Das ist eine Tatsache, die bisher noch nie eingetreten war, und man kann sich diesen an und für sich erfreulichen Vorgang nicht erklären. Man vermutet, daß in den Herbst- und Wintermonaten 1930 im hohen Norden Naturkräfte gewirkt haben müssen, die entweder die Bildung von Eisbergen oder jedenfalls deren Abtreiben verhindert haben. Die Polarforscher beschäftigen sich eifrig mit diesem Phänomen, ohne daß sie ihrerseits bisher eine glaubhafte Erklärung gefunden hätten. Es bleibt abzuwarten, ob die Eisberge nicht wieder in absehbarer Zeit auftauchen. Das Merkwürdigste ist, daß gerade die Stellen des Nordatlantik von Eisbergen frei sind, an denen sich sonst Tausende von schwimmenden Gletschern im Meer zu bewegen pflegten.

Der Reichsehrenhain. Nachdem die Frontkämpferverbände entschieden hatten, für die im Weltkriege Gefallenen ein Reichsehrenmal in Gestalt eines Ehrenhains bei Bad Berka in Thüringen zu errichten, beschloß die Reichsregierung in ihrer Sitzung vom 27. März 1931 auf Ersuchen des Herrn Reichspräsidenten die Errichtung des Ehrenhains. Der Herr Reichspräsident gründete dann die Stiftung Reichsehrenmal und überwies ihr das vom Landkreise Weimar geschenkte Gelände sowie die bisherige Geldsammlung. Vom Vorstand der Stiftung, der im Juni dieses Jahres übereingekommen war, einen allgemeinen Ideenwettbewerb für die Ausgestaltung des Reichsehrenmals auszuschreiben, wurde in diesen Tagen an Architekten und Gartenkünstler eine Druckschrift versandt, in der den an der Ausgabe Mitwirkenden künstlerische Anregungen, geologische und forstliche Aufschlüsse über die Gegend erteilt werden. Die Schrift enthält einen Aufruf des Herrn Reichspräsidenten, ein Wort des Vorstehenden des Vorstandes der Stiftung Reichsehrenmal, Staatssekretär Erich Zweigert, sowie die Aufsätze „Der Weg zum Reichsehrenmal“ von Reichskunstwart Dr. Edwin Redtsch, „Der Berkaer Forst“ von Forstmeister Pfeifer, Bad Berka, „Die Wege zum Reichsehrenhain, ihr landschaftlicher Wert und ihre künstlerische Bedeutung“ von Regierungsbaurat Späte, Weimar, und „Aus der Geschichte der Landschaft um den Ehrenhain“ von Leo Kaiser, Bad Berka. Sieben Naturaufnahmen, eine Federzeichnung „Der heilige Weg“ von Günther Karwiese sowie eine geographische Karte schmücken den Text des 35 Seiten umfassenden, schön gedruckten Heftes.